

# **„Die Ohnmacht der Mächtigen – die Macht der Ohnmächtigen“**

Festvortrag von Sr. Dr. Lea Ackermann  
im Rahmen der Salzburger Hochschulwochen  
am 5. August 2007

(Es gilt das gesprochene Wort!)

1. Wer ist mächtig, wer ohnmächtig?
2. Solche Entrechtung macht Handeln erforderlich.
3. Die Realität mit den Augen von Entrechteten sehen.
4. Drei Schlüsselerlebnisse
5. „Empowerment“: ein Weg aus der Ohnmacht
  - a. in Kenia
  - b. in Deutschland
6. Betreuung von Opferzeuginnen
7. SOLWODI: eine kleine Menschenrechtsbewegung
8. Die Frauen von Magongo: gemeinsam der Misere entkommen

26 Seiten

1 Seite = 2 Minuten

Dauer etwa 52 Minuten

## 1. Wer ist mächtig, wer ohnmächtig ?

Guten Morgen, meine Damen und Herren! Ich habe die Ehre, hier in der Großen Aula der Universität Salzburg mit einem Festvortrag die Salzburger Hochschulwochen ausklingen zu lassen. Es ist eine Ehre, der ich mich hoffentlich würdig erweisen werde, denn ich bin eine Praktikerin und keine Wissenschaftlerin. Das mir vorgegebene Thema dieses Festvortrags lautet: *Die Ohnmacht der Mächtigen – die Macht der Ohnmächtigen*. Eigentlich ein Widerspruch in sich, weil das Wort „Ohnmacht“ **ohne** Macht bedeutet. Können Ohnmächtige mächtig und Mächtige ohnmächtig sein? Oft frage ich mich beim Lesen einer Zeitung: wie mächtig sind sie eigentlich, die Mächtigen? Wie mächtig ist Bush, der vor den Scherbenhaufen seiner Politik steht? Wie mächtig ist die EU, die sich durch den Dschungel von nach oben strebenden Regierungen und Wirtschaftsbossen einen Weg, einen Einflussbereich sucht? Wie mächtig ist der Papst, der in der heutigen Ökumene-Diskussion den Satz ständig zu wiederholen zu müssen glaubt, die römische Kirche habe einen fast ausschließlichen Anspruch auf den Titel: „Kirche Jesu Christi“?

Umgekehrt frage ich mich: gibt es eine Macht der Ohnmächtigen? Wie mächtig und einflussreich war und ist Mutter Teresa? Mutter Rosa von den Waldbreitbacher Franziskanerinnen? Friedrich Spee, der zur letzten Station von gequälten Frauen geschickt wurde, bevor diese als Hexen verbrannt wurden? Oscar Romero von El Salvador, der irgendwann einmal aufhörte, seine Theologie in der Welt kluger Bücher zu lesen, sondern in der Welt der Armen und Entrechteten? Jon Sobrino, der seine Stimme erhoben hat, als sechs seiner Mitbrüder und einige Frauen von Mordkommandos der salvadorianischen Mächtigen ermordet wurden? Wie ist es überhaupt mit solchen christlichen Vorkämpfern, die doch ohnmächtig waren? Die im Sinne Jesu den letzten Platz

einnehmen und Diener aller sein wollten (vgl. Mt. 9.35)? Sind sie auf diesem „letzten Platz“ nicht besonders gefährlich geworden: den Besserwissern, den Klugen dieser Welt, den binnen-solidarischen Ständen und Seilschaften, der Fassadenwelt der oberflächlich Gerechten, den Reichen und rituell Reinen?

Vielleicht war dies die Philosophie Jesu: der letzte Platz ist auf lange Sicht immer der erste Platz. Wer dient, wird den Menschen eine Würde gibt und ihnen zum Leben verhilft – der ist ein Erbauer und ein Meilenstein auf dem Weg des Friedens. Wer herrscht statt zu dienen, dient im Grunde zu nichts.

Als Karl Marx und Friedrich Engels 1848 ihr *Kommunistisches Manifest* schrieben, begannen sie mit dem legendären Satz: „Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus.“ Vor diesem Gespenst sollten sich die Mächtigen fürchten: die Kapitalisten und ihre Helfershelfer in Politik, Militär, Bürokratie und Kultur. Alles „Eliten“, die durch die Solidarität der Massen von Armen und Ausgebeuteten entmachtet werden sollten. Motto: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“

Bis heute ist diese Utopie von Marx und Engels eine absurde Utopie geworden. Die Machthaber des real existierenden Kommunismus und Sozialismus haben hinreichend bewiesen, dass Macht **alle** korrumpiert. Wer auf Macht aus ist, wird immer machthungriger. Macht ist wie Meerwasser. Je mehr man davon trinkt, desto durstiger wird man. Ich gebe zu, dass ich bei allen Machenschaften der Mächtigen eine Idealistin geblieben bin. Auch ich würde gerne ein Manifest verfassen – kein kommunistisches, sondern im Sinne Jesu ein feministisches – und im letzten Satz ausrufen: „Frauen aller Länder, vereinigt euch!“ Werdet Euch der Tatsache bewusst, dass ihr immer noch zu den Entrechteten, zu den Armen und Ausgebeuteten gehört. Ein paar Zahlen:

- 70 Prozent der Armen weltweit sind weiblich.

- 70 Prozent der unbezahlten Arbeit weltweit wird von Frauen verrichtet.
- Frauen besitzen lediglich 1 Prozent des globalen Vermögens.
- Zwei Drittel aller weltweiten Analphabeten sind weiblich.

## 2. Solche Entrechtung macht Handeln erforderlich.

Ja, trotz alledem glaube ich an eine scheinbar unrealistische Utopie! Wenn auch mit **christlichen** Vorzeichen. Ich glaube an die Botschaft Jesu.

Im Neuen Testament bei Matthäus heißt es, dass der Menschensohn beim Weltgericht die Schafe von den Böcken scheidet, also die Guten von den Bösen. Dabei urteilt Jesus nicht danach, wie viel Mammon einer oder eine angehäuft hat, wie oft er oder sie im Tempel war, ob eine oder einer stets befolgte, was Pharisäer und Hohe Priester befahlen. Das alles interessiert Jesus nicht, für ihn ist wichtig:

„Ich war hungrig, und ihr hab mir zu essen gegeben; ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt, und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank, und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen.“

„Wann und wo soll das denn gewesen sein?“ fragen die Guten da erstaunt, und der Menschensohn entgegnet: „Was ihr für eines meiner geringsten Geschwister getan habt, das habt ihr mir getan.“

Jesus setzt nicht auf den großen revolutionären Wurf wie Marx und Engels, um die Menschheit zu heilen. Er setzt ganz schlicht auf das Dienen in Liebe, um Menschen heiler, erlöster werden zu lassen. Das versuche auch ich mit SOLWODI: *Solidarity with Women in Distress* – Solidarität mit Frauen in Not. Diese inzwischen relativ große Organisation mit Zweigstellen in Kenia und Deutschland habe ich 1985 in der kenianischen Hafenstadt Mombasa als kleines Ausstiegsprojekt für Prostituierte gegründet. Was ich damals in Mombasa als

Einzelkämpferin mit finanzieller Unterstützung von 98 solidarischen Menschen in Deutschland begann, praktizieren wir bei SOLWODI noch heute: **die Ermächtigung von Frauen.**

Nun will ich Ihnen erzählen, wie es dazu kam. Der SOLWODI-Gründung ging bei mir ein langer Bewusstwerdungsprozess voraus. In dessen Verlauf habe ich nach und nach begriffen, dass so genanntes Unrechtsbewusstsein nicht automatisch zu der Erkenntnis des besonderen Unrechts führt, das Frauen angetan wird – meist von Männern, oft ihren eigenen.

### **3. Die Realität mit den Augen von Entrechteten sehen.**

Das Thema meiner Doktorarbeit von 1977 lautet: *Erziehung und Bildung in Ruanda – Probleme und Möglichkeiten eines eigenständigen Weges.* Wie schon gesagt: Ich bin eine Praktikerin. Auch meine Dissertation war aus der Praxis erwachsen. Ich hatte von 1967 bis 1972 ruandische Mädchen an einer Internatsschule in Nyanza unterrichtet, die von meiner Ordensgemeinschaft gegründet worden war – den *Missionsschwestern unserer lieben Frau von Afrika*, kurz *Weißer Schwestern* genannt.

Für meine Doktorarbeit setzte ich mich intensiv mit dem Gedankengut des Brasilianers Paolo Freire auseinander. Dieser Christ und Humanist ist der Begründer der „Basispädagogik“; seine zentrale Schrift heißt *Pädagogik der Unterdrückten*. Die Theologie der Befreiung ließ mich nicht mehr los. Und als mir 1977 *Missio München* eine Stelle als Bildungsreferentin anbot, sagte ich sofort zu. Das katholische Missionswerk *Missio* fühlt sich den jungen Kirchen in der Dritten Welt verpflichtet und versteht sich als Anwalt ihrer Interessen in Europa. Das faszinierte mich.

1979 schickte mich *Missio* auf die Philippinen. In diesem überwiegend katholischen Inselreich sollte ich mich über die „Praxis der Befreiung“ informieren. Damals war noch der blutrünstige Diktator Marcos an der

Macht. 1986 wurde er unblutig entmachtet. Daran waren auch vereinzelte Bischöfe beteiligt, aber in erster Linie das Kirchenvolk. Zu den Bischöfen, die sich mit den einfachen Menschen solidarisierten, gehörte auch und vor allem Julio Xavier Labayen. Dieser aus einem reichen philippinischen Elternhaus stammende Karmelit war überzeugt – ich zitiere:

„Auf der Seite der Armen zu stehen, heißt die Realität vom Standpunkt der Armen aus zu sehen. Sich auf die Seite der Armen zu stellen, bedeutet, der schamlosen Visage der Ungerechtigkeit in der Welt von heute mutig entgegen zu treten.“

Labayen hatte in Rom Theologie studiert. Das ist deshalb wichtig zu erwähnen, weil daran deutlich wird, dass selbst ein Bischof aus reichen Verhältnissen, der die überkommene Kirche „gelernt“ hat, umlernen kann. Umlernen bedeutet in der Sprache der Bibel „umkehren“. Dieser Bischof hatte in der Tat eine „Bekehrung“ durchgemacht.

Nachdem der Karmelit Labayen 1961 als Bischof für die Prälatur Infanta auf der philippinischen Hauptinsel Luzon ernannt worden war, wollten Karmelitinnen einen Karmel in Infanta gründen: in einem großen, prächtigen Haus nach dem Vorbild des Mutterhauses in der Hauptstadt Manila. Die Ordensleitung entsandte sieben Schwestern, die den Karmel planen, erbauen und einrichten sollten.

„Bevor ihr damit anfangt“, empfahl Labayen, „solltet ihr euch erst mal anschauen, wie die Armen hier leben. Wie wär’s wenn jede von euch vier Wochen in einer armen Familie verbringt?“

Für diese kontemplativen Ordensfrauen – an Beten und Schweigen in Abgeschiedenheit gewöhnt – war das eine bahnbrechende Erfahrung. Als die sieben zurückkehrten, bauten sie ein kleines, bescheidenes Haus mit offenen Türen und einem großen Garten, in dem sie Gemüse für die Armen zogen. Vor den Eingang legten sie einen Baumstamm mit der eingeritzten Inschrift: *Den Träumen des Vaters gewidmet.*

Als ich 1979 nach Infanta kam, erklärte mir eine junge Karmelitin, was es mit dieser Inschrift auf sich hat. „Gott liebt uns Menschen wie Eltern ihre Kinder lieben“, sagte sie. „So wie Eltern Wunschträume für ihre Kinder haben, hat auch der himmlische Vater Wunschträume für die Menschen“, fuhr sie fort. „Weil wir Karmelitinnen Gott durch unser kontemplatives Leben und unsere Gebete besonders nah sind, wollen wir alles dafür tun, dass seine Träume wahr werden.“

Als ich 1979 erstmals das Inselreich bereiste, war die katholische Hierarchie zerstritten. Der Großteil der Kirchenelite sympathisierte mit dem Diktator Marcos und der kleinen Schicht von Großgrund- und Fabrikbesitzern. Ungeachtet der Querelen an der Kirchengipfel hatte sich eine Basisgemeindegemeinschaft formiert – allen voran Ordensfrauen. Viele von ihnen hatten vorher als Studienrätinnen die Kinder der Reichen unterrichtet. Dahinter steckte die Überzeugung: Wenn die Reichen gute Christen werden, sind sie bereit, mit den Armen zu teilen. Da die Schwestern mit diesem blauäugigen Konzept gescheitert waren, hatten sie sich ordensübergreifend zu „rural“ und „urban missionaries“ zusammengeschlossen: Nonnen aus verschiedenen Gemeinschaften lebten nicht mehr in Klöstern, sondern mit den Armen auf dem Land und in den Slums. Nicht einmal für vier Wochen wie die Karmelitinnen in Infanta, sondern immer, Tag für Tag.

Diese völlig neue Gemeinschaftsform begeisterte mich kolossal. 1979 auf den Philippinen wurde mir klar: Das ist auch die Zukunft der Orden und Kongregationen in Europa! Wegen des Nachwuchsmangels können einzelne Gemeinschaften kaum noch neue Werke als Antwort auf die Nöte der Menschen von heute beginnen – aber sehr wohl gemeinschaftsübergreifend, zusammen mit engagierten Laien. Mit SOLWODI versuche ich das. Weiße Schwestern, Steyler Missionarinnen, Hiltruper Missionsschwestern, die Congregatio Jesu, evangelische Diakonissen – sie alle arbeiten bei SOLWODI gemeinsam

für das Wohl von ausgebeuteten, an den Rand gedrängten Frauen und Mädchen: Gottes leidende Töchter.

#### 4. Drei Schlüsselerlebnisse

Aber ich greife vor. Zuerst muss ich Ihnen, meine sehr verehrten Damen und Herren, von drei Schlüsselerlebnissen berichten, die mir die Augen für das besondere Unrecht geöffnet haben, das Frauen angetan wird. Wenn ich heute an das erste Schlüsselerlebnis denke, fällt mir sofort Olympe de Gouges ein. Damals wusste ich noch nichts von ihr. Zwar war die Neue Frauenbewegung in Deutschland schon Ende der 1960er Jahre aufgebrochen. Aber 1979 begann sie gerade erst, ihre historischen Vorbilder zu erforschen, die von der männlichen Geschichtsschreibung aus der Geschichte getilgt worden waren.

Der *Gesellschaftsvertrag*, die bedeutendste Schrift des Aufklärungsphilosophen Jean-Jacques Rousseau, beginnt mit dem sprichwörtlichen Satz: „Der Mensch ist frei geboren, doch überall liegt er in Ketten.“ Diese Ketten zu sprengen und die Volksherrschaft an sich zu reißen, betrachtete Rousseau als Vorrecht der Männer. „Frauen“, empfahl er, „sollten sich auf die häusliche Regierung beschränken, sich nicht um das Draußen kümmern, in häuslicher Zurückgezogenheit bleiben.“ Olympe de Gouges hatte da offenbar etwas falsch verstanden. An den Anfang ihrer Streitschrift *Erklärung der Rechte der Frau* stellte sie analog zu Rousseau den Satz: „Die Frau ist frei geboren und dem Mann an Rechten gleich.“ Für diese Vermessenheit wurde Olympe de Gouges am 3. November 1793 von den radikalen Jakobinern in Paris geköpft.

Dass Frauen nicht mitgemeint sind, wenn Männer Freiheit und Gleichheit fordern, wurde mir 1979 auf der philippinischen Insel Negros bewusst. Ein linker Gewerkschafter hatte mich zu einem geheimen Treffen mitgenommen, auf dem ein Streik der Zuckerrohrarbeiter vorbereitet werden sollte. Sie wollten sich dagegen

wehren, dass die Plantagenbesitzer sie wie Sklaven ausbeuteten. Die konspirative Zusammenkunft fand im Haus des Gewerkschaftsführers statt – eines gebildeten, kultivierten Marxisten. Zehn rebellische Männer redeten auf mich ein, während uns zwei stille Frauen mit Speisen und Getränken bewirteten: die Ehefrau des Gastgebers und seine älteste Tochter. So leise, wie sie gekommen waren, verschwanden die beiden auch wieder.

„Warum essen sie nicht mit uns?“ fragte ich.

„Frauen essen in der Küche!“ antwortete der Marxist.

Der Marxismus begreift die Frauenfrage als „Nebenwiderspruch“, dem „Hauptwiderspruch“ zwischen Kapital und Arbeit untergeordnet. Die Sozialistin Clara Zetkin sagte 1898 auf einem internationalen Arbeiterkongress:

Nur der „organisierte revolutionäre Klassenkampf aller Ausgebeuteten ohne Unterschied des Geschlechts“ führe zur Überwindung des Hauptwiderspruchs und zu Freiheit und Gleichheit. Denn – ich zitiere: „Die Geschichte lehrt, dass die Geschlechtssklaverei der Frau sich auf Grundlage des Privateigentums und in Verbindung mit ihm entwickelt hat.“

Mein Schlüsselerlebnis auf der Insel Negros lehrt, dass auch Marxisten Privateigentum lieben. Auch wenn sie nichts besitzen, so besitzen sie immer noch ihre Frauen, die sie wie Sklavinnen behandeln können.

Clara Zetkin verachtete die Erste Frauenbewegung im deutschen Kaiserreich als „bürgerlich“. In der Tat gaben gemäßigte Frauen wie Helene Lange und Gertrud Bäumer den Ton an. Diese stritten nicht konsequent für Gleichberechtigung, sondern vor allem für den Zugang von Mädchen zu Bildung und Berufsbildung. Radikale Frauenbewegte wie Lida Gustava Heymann und Anita Augspurg wollten mehr: zum Beispiel Demokratie für alle, inklusive das Frauenstimmrecht. Und sie

setzten sich für besonders entrechtete Frauen ein: die Prostituierten, die als Abschaum der Gesellschaft galten, deren Dienste aber gern sowohl von Kapitalisten als auch von Proletariern in Anspruch genommen wurden. Auf einem im Januar 1899 in Hamburg verteilten Flugblatt schrieben Heymann und Augsburg:

„Wir verurteilen die Prostitution, welche die Frau zur Ware herabstempelt!“

Die Schriften dieser historischen Vorbilder von uns heutigen Feministinnen verschimmelten noch – falls überhaupt aufbewahrt – auf verstaubten Dachböden und in vergessenen Archiven, als mir mein zweites Schlüsselerlebnis endgültig die Augen öffnete.

1980 hatte ich für den 1994 verstorbenen Bischof Kuntner, österreichischer Nationaldirektor des päpstlichen Missionswerkes, eine Reise zu den Philippinen vorbereitet. Ich begleitete den Bischof, seinen Sekretär und einen Journalisten. In Bangkok mussten wir wegen eines ausgefallenen Anschlussfluges nach Manila einen außerplanmäßigen Zwischenstopp mit Übernachtung einlegen. Die Fluggesellschaft sorgte bestens für uns. Vom Flughafen aus ging es im Taxi zu einem der teuersten Hotels. Ich saß neben dem Taxifahrer, die Männer hatten sich auf den Rücksitz gequetscht. Wir waren alle in Zivil unterwegs, auch der Bischof und ich.

„Verheiratet?“ fragte mich der Taxifahrer in gebrochenem Englisch.

„Nein! Warum wollen Sie das wissen?“

„Nix Ehemänner?“ hakte er, mit einer Kopfbewegung zum Rücksitz, nach.

„Freunde“, antwortete ich.

Nach dieser zufriedenstellenden Auskunft beachtete mich der Taxifahrer gar nicht mehr. Im Rückspiegel fixierte er die drei Herren, als er sagte: „Ich biete meine Schwester. Jung, schön und billig!“

Am nächsten Tag in Manila wiederholte sich Ähnliches in einem philippinischen Taxi. Ich war **so** empört – und **sehr** erleichtert, als ich sah, dass sich schon die Gegenwehr gegen dieses frauenverachtende Männergeschäft formiert hatte.

Auf dem Busbahnhof in Manila kamen in fast allen Überlandbussen junge, naive Frauen vom Land an, die hofften, in der Stadt Arbeit zu finden, um ihre Hunger leidenden Familien unterstützen zu können. Sobald sie aus den klapprigen Bussen gestiegen waren, stürzten sich Zuhälter und Menschenhändler auf sie: einheimische Männer, ebenfalls arm. So oft es nur ging, machten ihnen Ordensfrauen einen Strich durch die Rechnung. Die Zuhälter und Menschenhändler – die meisten katholisch erzogen – wagten es nicht, sich den Schwestern in den Weg zu stellen. So gelang es diesen kämpferischen Nonnen, die ein oder andere junge Frau vom Lande unter ihre Fittiche zu nehmen und sie davor zu bewahren, als billige Ware für Sextouristen aus den reichen Industrienationen zu enden.

Wie bereits gesagt: Ich bewunderte das Engagement der philippinischen Ordensfrauen für die Armen ungemein. Doch 1980 auf dem Busbahnhof in Manila begriff ich, dass einige, wenige Schwestern längst einen Schritt weiter gegangen waren: weil sie erkannt hatten, dass arme Frauen **viel ärmer** dran sind als arme Männer.

Von nun an wollte ich es den Schwestern auf dem Busbahnhof gleichtun. Doch bevor es dazu kam, vergingen fünf Jahre. 1985 entsandte mich mein Orden nach Mombasa, wo ich Religionslehrer- und lehrerinnen ausbilden sollte. Das war so gar nicht nach meinem Geschmack. Allerdings setzte ich durch, vorher an der Weltfrauenkonferenz der *Uno* in Nairobi teilnehmen zu dürfen. Und nun kommen wir zu meinem dritten Schlüsselerlebnis.

In einem Wortshop über die traditionelle Polygamie in Afrika meldete sich eine alte Kikuyu-Bäuerin aus Kenia zu Wort – wohlgermerkt: eine Analphabetin.

„Was ist Tradition?“ fragte sie. „Die weißen Südafrikaner betrachten es als ihr gutes Recht“, fuhr sie fort, „dass alle Parkbänke ihnen gehören. Schwarzen Südafrikanern ist es nicht gestattet, sich auf eine Parkbank zu setzen. **Tradition!**“ Ich zitiere weiter:

„Ein schwarzer Kikuyu-Mann betrachtet es als sein gutes Recht, Hühnerfleisch zu essen, weil es knapp und kostbar ist; uns Frauen ist der Verzehr von Hühnerfleisch verboten. **Tradition!** Alle schwarzen Männer in Kenia betrachten es als ihr gutes Recht, mehrere Frauen zu haben; Frauen hingegen dürfen nur einen einzigen Mann heiraten. **Tradition!**“

Die alte Kikuyu-Bäuerin appellierte an ihr Auditorium: „Gerade wir Frauen sollten solche Traditionen hinterfragen.“

Für den weißen Südafrikaner sei sein traditioneller, alleiniger Anspruch auf die Parkbank ein Symbol für seine generellen Machtanspruch über angeblich minderwertige Schwarze. Für den schwarzen Kikuyu-Mann sei sein traditioneller, alleiniger Anspruch auf das rare Hühnerfleisch Symbol für seinen generellen Machtanspruch über angeblich minderwertige Frauen. Und die traditionelle Polygamie sei **das** Symbol schlechthin für die Ohnmacht der Frauen und die Macht der Männer.

„Sie erlauben sich alles, und wir dürfen nichts. Und das wird uns als Tradition verkauft! Scheinbar unveränderbar. Aber, meine Schwestern, wir **können** es ändern!“ verkündete die alte Bäuerin leidenschaftlich.

Sie sehen, meine Damen und Herren, Bildung ohne Bewusstsein bewirkt überhaupt nichts für Frauen, wie das Beispiel des kultivierten Marxisten auf der Insel Negros gezeigt hat! Aber Frauenbewusstsein

ohne Bildung kann zu erhellenden Erkenntnissen und revolutionärem Tatendrang führen. Das hat mich eine Analphabetin gelehrt.

Diese alte Kikuyu-Bäuerin hatte sich all das selbst angeeignet, was unter „**Empowerment**“ verstanden wird. Auf der Weltfrauenkonferenz in Nairobi war Empowerment das zentrale Thema – die **Ermächtigung von Frauen** durch:

- **Selbstbewusstsein**, wozu auch die Befähigung zur Artikulation eigener Bedürfnisse und Interessen gehört sowie die Wahrnehmung und Nutzung von Handlungsspielräumen, die vorher überhaupt nicht existent zu sein schienen.
- **Selbstbestimmung**, auch über den eigenen Körper.
- **Rechtsbewusstsein**, das Unrecht erkennt und sich dagegen wehrt.
- **Solidarität**, welche die Erkenntnis einer gemeinsamen, nicht persönlich verschuldeten, sondern gesellschaftlich verursachten Notlage voraussetzt.

## 5. „Empowerment“: ein Weg aus der Ohnmacht

### a) in Kenia

Kenia ist eines der ärmsten Länder dieser Erde. 50 Prozent der Bevölkerung leben unterhalb der Armutsgrenze. Besonders Frauen haben es schwer, der Armut zu entrinnen.

**Traditionsgemäß** genießen Mädchen aus der armen Bevölkerungsschicht keine oder nur eine minimale Schulbildung. Sie werden meist jung verheiratet und bekommen früh viele Kinder. Stirbt der Ehemann, oder verlässt er die Familie – was gang und gäbe ist –, bleibt den Frauen die Prostitution oft als einzige Möglichkeit der Existenzsicherung. Dies begünstigt den dramatischen Anstieg der Aids-Sterblichkeit und der Anzahl von Aids-Waisen: in Kenia mittlerweile 1 Million Kinder und Jugendliche. Extrem viele Mütter aus der armen Bevölkerungsschicht sind Alleinerziehende. Stirbt die Mutter, „vererbt“

sie **traditionell** die Sorgepflicht an ihre älteste Tochter. Auch diese verwaisten Mädchen, die nun die Verantwortung für ihre Geschwister tragen, sehen sich meist zur Prostitution gezwungen. Einige aktuelle Zahlen aus einer *Unicef*-Studie:

- Zehn- bis fünfzehntausend Mädchen an der kenianischen Küste rund um Mombasa sind Gelegenheitsprostituierte; das sind 30 Prozent **aller** 12- bis 18-jährigen Mädchen, die in dieser Region leben.
- Zwei- bis dreitausend Mädchen sind Vollzeitprostituierte.
- 45 Prozent der Mädchen, die sich gelegentlich oder täglich prostituieren, waren zwischen 12 und 13 Jahren alt, als sie in die Prostitution einstiegen; jede zehnte war jünger als zwölf.
- Die Freier dieser Kinderprostituierten sind zu 39 Prozent kenianische Männer; die große Mehrzahl von 61 Prozent sind Sextouristen: angeführt von Italienern, Deutschen und Schweizern.

Fast noch erschreckender als diese Zahlen ist die Akzeptanz von Kindersextourismus in der Küstenregion. Viele Mädchen in der Prostitution sind Waisen, aber mehr als die Hälfte prostituiert sich mit Billigung der Eltern, Verwandten und Bekannten. Mehr noch. *Unicef* befragte auch Kenianer und Kenianerinnen in „Schlüsselfunktionen“: zum Beispiel in der Touristikbranche, in Behörden und in der Lokalpolitik. 75 Prozent der Befragten betrachten den profitbringenden Kindersextourismus als „normal“ und „tolerabel“. Lediglich 20 Prozent halten ihn für „amoralisch“.

Als ich im Sommer 1985 nach Mombasa kam, erfuhr ich, dass ich gar nicht für die Ausbildung von Religionslehrern- und lehrerinnen gebraucht wurde, weil inzwischen einheimische Religionspädagogen dafür gefunden worden waren. Also machte ich mich auf, um die Lage der Prostituierten zu erkunden.

Ich ging in die Kontakt-Cafés, Bars, Nachclubs und Diskotheken, wo die Sextouristen mit ihren dicken Brieftaschen protzten. Doch keine einzige der vielen Frauen, die ich im Sommer 1985 befragt habe, sagte, daß Prostitution von Armut befreit. Prostituierte verdienten weniger als Dienstmädchen, die damals umgerechnet 40 Euro im Monat bekamen. Von Prostitution profitieren selten die Prostituierten selbst. Die Absahner sind andere. Als im Oktober 1985 der amerikanische Flugzeugträger *Kitty Hawk* im Tiefseehafen von Mombasa vor Anker ging und sage und schreibe 11.000 Soldaten über die Innenstadt ausspie, waren die Prostituierten nur die Lockvögel für das große Geschäft: Die Kioske erweitertern ihr Warenangebot, die Diskotheken erhöhten ihre Getränkepreise und die Hotels ihre Zimmermieten.

Eine der ersten Prostituierten, zu denen ich Kontakt aufnahm, war Katharina. Eines Abends kam ich ins *Istanbul*. Katharina saß allein an einem Tisch. Als ich anbot, sie einzuladen, sagte sie sofort: "Ich habe Hunger." Sie war erst 17 Jahre alt und lebte mit ihrem dreijährigen Sohn Maina auf der Straße. Im Laufe unseres Gesprächs bemerkte ich ein junges Mädchen im hinteren Teil des Lokals. Ich fragte Katharina: „Wie alt ist sie?“

"Maggy ist erst 14. Gestern hat sie ein Baby zur Welt gebracht und es in der Toilette ertränkt", sagte Katharina.

Mein Entsetzen war maßlos. Welch unerträgliches, leidvolles Dasein fristeten diese jungen Mädchen – diese Kinder!

Ich steckte in einer Zwickmühle. Ich hatte das Elend gesehen; ich wußte, was den Frauen fehlte: Bildung und Alternativen zur Prostitution! Und jetzt? Ich hatte kein Geld, keine Mitarbeiterinnen; ich hatte nichts. Ich entschloß mich, in den sauren Apfel zu beißen und zu betteln. Beim Eintritt ins Kloster hatte ich mit Gott eine Abmachung getroffen: Ich wollte alles, was ich an Fähigkeiten und Fertigkeiten habe, für ihn einsetzen. „Aber, bitte, verlange nicht von mir, daß ich

betteln gehe, lieber Gott!“ Doch nach 25 Jahren als Weiße Schwester blieb mir nicht anderes übrig, als meine Hand aufzuhalten.

Eine Schreibmaschine besaßen wir in unserer kleinen Kommunität von sieben Weißen Schwester in Mombasa nicht, darum machte ich mich mit Füller und Kugelschreiber ans Werk. Ein zeitaufwendiges Unterfangen! Verwandte, Freundinnen, Bekannte und alle Menschen in Deutschland, die jemals so unvorsichtig gewesen waren, mir ihre Adresse anzuvertrauen, standen auf meiner Liste. Bis kurz vor Weihnachten 1985 schaffte ich 100 Briefe, in denen ich um regelmäßige Spenden für SOLWODI bat. Die Überwindung meines Widerwillens trug mir eine reiche Ernte ein: nur zwei negative Antworten.

Der mombasische Bischof Kirima sorgte dafür, daß mir die Makupa-Pfarrrei ein halb verfallenes Lagerhaus zur Verfügung stellte. Meine „Frauen der ersten Stunde“ und ich bauten es zu einem SOLWODI-Zentrum um: für Begegnung und Beratung, Arbeit und Ausbildung. Auf der Eröffnungsfeier trug Rosebella Adiambo ein langes, selbst geschriebenes Gedicht vor. Titel: *Wir können es schaffen!*

Die meisten von ihnen haben es geschafft, trotz aller Widrigkeiten. Sie eröffneten Kleinkioske und Garküchen, sie wurden Näherinnen, Telefonistinnen, Friseurinnen, Gemüsehändlerinnen und Töpferinnen. Als ich 1994 mit dem sympathischen Herrn Täuber vom *Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung* in Mombasa war, trafen wir von 18 Frauen der ersten Stunde 15. Drei waren an Aids gestorben, eine dem Alkohol verfallen. Alle anderen lebten noch und waren aus der Prostitution ausgestiegen. Die meisten hatten sich mit SOLWODI-Kleinkrediten selbständig gemacht.

„Im Prinzip geht's uns immer noch schlecht“, sagten sie: „Wir besitzen nicht viel. Aber unsere Kinder gehen zur Schule, und wir wohnen nicht mehr auf der Straße oder in Verschlägen, sondern in

Häusern.“ Herr Täuber war begeistert: „Was Sie hier erreicht haben, Schwester Lea, fast ohne Geld, ist echte Nachhaltigkeit!“

Heute ist SOLWODI KENIA eine eigenständige Nichtregierungsorganisation mit Zentrale in Mombasa sowie sieben weiteren Beratungs- oder Kontaktstellen in der Küstenregion. Das so genannte Basisprogramm von SOLWODI KENIA umfasst Ausbildungs-, Geschäftstrainings- und Mikrokreditprogramme sowie ein Programm zur Unterstützung von HIV-infizierten und aidskranken Frauen. 2002 haben wir auch noch SOLGIDI gegründet: *Solidarity with Girls in Distress* – Solidarität mit Mädchen in Not. SOLGIDI ermöglicht Töchtern von Prostituierten den Schulbesuch und unterstützt auch die Mütter und Geschwister.

Das Basisprogramm, zu dem auch SOLGIDI gehört, wird 2007 aus Mitteln von SOLWODI DEUTSCHLAND – überwiegend Spenden – sowie von *Misereor*, *Missio*, dem deutschen Komitee des *Weltgebettags der Frauen*, dem Verein *Kinder in die Mitte* und der katholischen Pfarrgemeinde Renningen finanziert. Beim Fundraising gehen wir arbeitsteilig vor. Für Sonderprogramme – will meinen: zeitlich befristete Fremdaufträge – ist SOLWODI KENIA zuständig. Ich bin stolz darauf, dass immer mehr internationale Organisationen und Institutionen SOLWODI KENIA mit Projekten betrauen.

„Code of Conduct“ liegt mir besonders am Herzen. *Respect* und *Ecpat* aus Österreich, *Save the Children Sweden* und *Unicef* haben SOLWODI KENIA als lokale Durchführungsorganisation in der Küstenregion damit beauftragt, für die Durchsetzung eines Verhaltenskodex zum Schutz von Kindern vor sexueller Ausbeutung zu sorgen. In der Touristikbranche tätige Firmen wie Reisebüros, Hotels, Bars und Taxiunternehmen sollen eine Selbstverpflichtung unterzeichnen. 20 Hotels haben bereits unterschrieben. Die Geschäftsleitung und die Mitarbeiter werden eigens geschult, damit sie den Kindersextourismus

nicht mehr dulden oder gar unterstützen. Außerdem ist SOLWODI KENIA für Aufklärung und Bewusstseinsbildung bei Dorfvorstehern, religiösen Führern und der Touristenpolizei in den Gemeinden entlang der Küste zuständig und ebenso für die Sensibilisierung der Justiz.

### **b) in Deutschland**

Seit 1988 gibt es SOLWODI auch in Deutschland. Wieder mal fing ich als Einzelkämpferin an. Inzwischen haben wir in vier Bundesländern insgesamt elf staatlich anerkannte Fachberatungsstellen und sieben Schutzwohnungen für Migrantinnen in Not. Ein zentraler Arbeitsschwerpunkt von SOLWODI DEUTSCHLAND ist Frauenhandel und Zwangsprostitution. Und wieder ein paar Zahlen, meine Damen und Herren.

- Die internationale Arbeitsorganisation *Ilo* schätzt, dass weltweit derzeit 12,3 Millionen Menschen „unter Zwang oder sklavenähnlichen Bedingungen arbeiten“.
- Laut *Ilo* werden Jahr für Jahr 2,4 Millionen Menschen Opfer von Menschenhandel: in großer Mehrzahl Frauen und Kinder.
- *Interpol* beziffert den jährlichen Profit der global operierenden Menschenhändler auf rund 19 Milliarden US-Dollar.
- Rund 500.000 Frauen und Mädchen werden nach Angaben der EU derzeit in Westeuropa zur Prostitution gezwungen. Die Schätzungen für Deutschland schwanken zwischen 15.000 und 30.000 Zwangsprostituierten.

Die Frauen, die als Opfer von Menschenhändlern zu SOLWODI kommen, stammen zum Großteil aus ehemaligen Ostblockstaaten, aber auch aus Asien, Afrika und Lateinamerika. In ihrer Heimat leiden sie meist unter Armut, Arbeitslosigkeit und dem Fehlen jeglicher Perspektiven. Das Gros dieser jungen Frauen will einfach nur Arbeit. Ein Mitglied des Menschenhändlerrings – oft bekannt oder verwandt mit dem Opfer – verspricht eine Beschäftigung als Dienstmädchen,

Bedienung, Erntehelferin oder Ähnliches. In der Hoffnung, endlich genug Geld für sich und ihre Familien verdienen zu können, lässt sich manch eine sogar bewusst als Prostituierte anwerben. Wie auch immer: Keine ahnt, was sie in Deutschland erwartet.

Oft werden die Opfer durch tagelange Gruppenvergewaltigungen und durch Morddrohungen gegen ihre Familien in der Heimat „gefügig“ gemacht. Wenn sie „zugeritten“ sind, wie es im Zuhälterjargon heißt, beginnt ihr Leidensweg durch deutsche Bordelle. Manchmal sehen sie monatelang den Himmel, wenn überhaupt, nur durch ein Fenster.

Zum Beispiel Manja aus Tschechien. Als sie im Dezember 2005 zu uns kam, war sie 16. Sie hatte zwei schreckliche Jahre in Deutschland hinter sich, wo sie in acht verschiedenen Bordellen und Städten zur Prostitution gezwungen worden war.

Manja war das erste, uneheliche Kind ihrer Mutter, die nach ihrer Heirat weitere fünf Kinder bekam. Manja wurde von ihrem Stiefvater nie akzeptiert, auch ihrer Mutter war sie eine Last. In die Schule ging Manja nur unregelmäßig, weil die Mutter sie zum Betteln schickte. Manja traute sich erst dann wieder nach Hause, wenn sie wenigstens eine Kleinigkeit vorweisen konnte, sonst drohten ihr Schläge.

Im Frühjahr 2003, als Manja wieder einmal bettelte, wurde sie von einem Mann und einer Frau angesprochen. Die beiden fragten sie, ob sie Interesse an einer langfristigen, gut bezahlten Beschäftigung habe, auch wenn sie dafür in ein anderes Land umziehen müsse. Manja konnte ihr Glück nicht fassen und ergriff die Gelegenheit beim Schopf.

Bereits zwei Tage später wurde sie in einem LKW, auf dessen Ladefläche mehrere Mädchen saßen, nach Deutschland in das erste Bordell gebracht. Dort wurde Manja geschlagen, vergewaltigt und mit Drogen gefügig gemacht. Immer wieder musste sie die Stadt wechseln. Jeder Tag brannte sich in ihr Gedächtnis ein.

Eines Tages erschien die Polizei. Manja wurde mitgenommen und verhört. Doch sie sagte nichts, sie hatte Angst. Ihr war gedroht worden, es gebe keinen Ort auf der Welt, wo sie sicher sei, wenn sie etwas von dem preisgeben würde, was sie erlebt hatte. Erst beim zweiten Verhör fasste sie etwas Zutrauen zu der Dolmetscherin. Diese informierte das Mädchen über die Hilfsmöglichkeiten in Deutschland. Da begann Manja stockend eine Aussage zu machen: so detailliert und glaubwürdig, dass Manja in den Zeugenschutz aufgenommen und in einer unserer Schutzwohnungen untergebracht wurde. Manja trat als sehr gute Zeugin in einem Strafprozess gegen ihre Peiniger an. Mehrere Täter wurden abgeschoben; zwei Männer und eine Frau wurden zu Gefängnisstrafen verurteilt.

## **6. Betreuung von Opferzeuginnen**

Auch das ist ein wichtiger Punkt unserer Arbeit: die Betreuung von Opferzeuginnen. Letztendlich können die Täter nur durch sie überführt werden.

In unserer 1991 erschienenen Studie *Umfeld und Ausmaß des Menschenhandels* berichteten die Soziologin Dr. Dagmar Heine-Wiedemann und ich über 33 Menschenhandelsfälle. In einem Fall ging es um sage und schreibe 300 Afrikanerinnen, die als Zwangsprostituierte in den Hunsrück verschleppt worden waren. Nur 15 dieser 33 Fälle bewertete die Staatsanwaltschaft als anklagenswert. Von den 15 wurden lediglich fünf vor Gerichten verhandelt. Ein einziger Täter wurde zu einer Freiheitsstrafe von mehr als zwei Jahren ohne Bewährung verurteilt.

Kein Wunder! Denn die Opferzeuginnen waren lange vor Prozeßbeginn in ihre Heimatländer abgeschoben worden. Zwar hatte sie die Polizei zuvor ausgiebig verhört, zum Teil auch noch die Staatsanwaltschaft und Untersuchungsrichter. Darüber gab es

Protokolle. Doch im deutschen Rechtssystem gilt der Grundsatz der Unmittelbarkeit. Das heißt: Die Strafkammer und die Verteidiger haben Anspruch darauf, Zeugen und Zeuginnen selbst zu befragen. Ergo: Alles, was nicht direkt vor Gericht ausgesagt wird, zählt quasi nicht.

Von 1999 bis 2001 betreute SOLWODI 91 Opferzeuginnen. In diesen zwei Jahren wurden die Gerichtsakten im Rahmen einer weiteren wissenschaftlichen Studie ausgewertet. Diese hat gezeigt, dass es Erfolge im Bereich Strafverfolgung von Menschenhandel nur dann gibt, wenn eine professionelle Opferzeuginnenbetreuung und eine engagierte Nebenklagevertretung garantiert sind.

Viele Strafverteidiger bevorzugen Deals, und viele Staatsanwälte lassen sich gern darauf ein – manche sogar mit den besten Absichten. Denn sie glauben, die Opfer durch einen Deal zu schonen, weil dieser ihnen die Aussage vor Gericht erspart und damit Demütigungen durch die mit allen Wassern gewaschenen Rechtsanwälte des Rotlichtmilieus. Aber die Opfer wollen oft gar nicht geschont werden. Sie möchten der Kammer persönlich ihre Version des Tatbestandes schildern und den Angeklagten erhobenen Hauptes die Stirn bieten. Wie schon gesagt: Zum Empowerment von Frauen gehört auch Rechtsbewusstsein, das Unrecht erkennt und sich dagegen wehrt.

SOLWODI war nie einfach nur eine Hilfsorganisation – wir wollen auch immer ein Politikum sein. Will meinen: Wir versuchen, ein Unrechtsbewusstsein für Verbrechen zu wecken, die, wenn überhaupt, als Kavaliersdelikte gelten. Wir fordern schon lange die Bestrafung von Freiern, die sich wissentlich Zwangsprostituierte kaufen. Mehr noch: Ich bin für das schwedische Modell. In Schweden wird nicht zwischen „freiwilliger“ und „unfreiwilliger“ Prostitution unterschieden; dort ist jeder Kauf „sexueller Dienste“ verboten. Die Freier, die es trotzdem tun, müssen mit Geld- und Gefängnisstrafen rechnen. Dahinter steckt der Gedanke, dass die Freier durch ihre „Nachfrage“ das „Angebot“

überhaupt erst erzeugen – und dass Prostitution immer eine Verletzung der Menschenwürde von Frauen und Mädchen ist.

Vor allem verlangt SOLWODI Wiedergutmachung. Wenn einer Ausländerin in Deutschland Gewalt angetan wird, dann muss sie auch in Deutschland dafür entschädigt werden: u.a. durch Schulbildung und Berufsausbildung, damit sie sich eine eigenständige und selbstbestimmte Existenz aufbauen kann. Wie Manja aus Tschechien, die heute eine deutsche Schule besucht und eine gute Schülerin ist. Nach anfänglich großen Schwierigkeiten mit Disziplin und Zuverlässigkeit half ihr der eigene Wille, etwas zu lernen und endlich eine **echte** Chance zu nutzen.

## 7. SOLWODI: eine kleine Menschenrechtsbewegung

Ich habe anfangs gesagt, dass SOLWODI inzwischen eine „relativ große“ Organisation ist. Da habe ich ein bisschen übertrieben. Im Grunde sind wir wenige: 14 Hauptamtliche in Kenia und 37 Hauptamtliche in Deutschland. Auch die Zahl der Ehrenamtlichen geht nicht in die Hunderte. Es sind ganz unterschiedliche Menschen, die sich ehrenamtlich für SOLWODI engagieren: wenig Männer, viele Frauen; nicht nur Katholikinnen, sondern auch Protestantinnen sowie Agnostikerinnen und Atheistinnen. Mein guter Freund und Weggefährte, der Pallottiner-Pater Professor Fritz Köster sagt immer: SOLWODI sei es gelungen, eine kleine Menschenrechtsbewegung um sich zu scharen. Die Betonung liegt auf **klein**. Aber unser Häuflein von Aufrechten bewirkt zuweilen eine ganze Menge. Das möchte ich am Beispiel der Fußballweltmeisterschaft in Deutschland verdeutlichen.

Der erwartete Anstieg von Prostitution und Zwangsprostitution, Medienberichte über den Neu- und Ausbau von Bordellen sowie von sogenannten „Verrichtungsboxen“ begleiteten die Vorbereitungen zur Fußballweltmeisterschaft 2006. SOLWODI sah sich aufgefordert, dem

etwas entgegen zu setzen: die WM-Kampagne „Nein zu Zwangsprostitution!“ *Renovabis*, der *Katholische Deutsche Frauenbund*, die *Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands*, die *Vereinigungen der Ordensoberinnen und der Ordensoberen*, das *Bundesfrauenministerium*, die deutsche *Telekom*, die saarländische *Landesbank Saar LB*, die *Hochschule der bildenden Künste Saar* sowie zahlreiche Gruppierungen, kommunale Gleichstellungsbeauftragte und Einzelpersonen unterstützten uns dabei. Mit einer Präventionskampagne warnte SOLWODI die Frauen in den Herkunftsländern; mit einem Notruf-Telefon bot SOLWODI konkrete Hilfe in Deutschland an; mit einer Informationskampagne klärte SOLWODI die deutsche Öffentlichkeit auf.

„Prävention ist besser als Rettung.“ Diese Überlegung stand im Vordergrund, als sich im Dezember 2005 SOLWODI und *Renovabis* – die *Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa* – auf ein gemeinsames Präventionsprojekt im Vorfeld der Fußballweltmeisterschaft einigten. Zusammen kontaktierten wir 300 Nichtregierungsorganisationen in 20 Staaten. Wir informierten sie über die Situation von Zwangsprostituierten in Deutschland und die zu erwartende Zunahme von Zwangsprostitution zur WM, und wir boten ihnen Präventionsmaterialien an. Plakate, Flyer und Dateien für die Eigenproduktion vor Ort wurden auf Anfrage in acht Sprachen in Polen, Bulgarien, Estland, Rumänien, Moldawien, der Ukraine, Russland und Brasilien bereit gestellt.

Auf Grundlage unserer Informationen verfasste die unkrainische Bischofskonferenz zu Ostern 2006 einen Hirtenbrief, der in allen Diözesen und Pfarreien der Ukraine verlesen wurde. Ordensschwwestern verteilten unsere Flyer in fast allen Herkunftsländern von Menschenhandelsopfern an Schulen und Universitäten. Von uns motiviert machten in Polen die schlesischen Studentengemeinden Aktionen. In bulgarischen und rumänischen Flughäfen klärten

einheimische Nichtregierungsorganisationen Flugreisende mit unserem Info-Material auf. In der rumänischen Grenzstadt Temeswar – das sogenannte „Sprungbrett in den Westen“ – wurde unsere Präventionskampagne besonders intensiv umgesetzt. In Litauen wurde eine deutsche Professorin durch Plakate auf die SOLWODI-Kampagne aufmerksam; sie warnte ihre Studentinnen vor scheinbar attraktiven WM-Jobs in Deutschland.

Auch der SOLWODI-Notruf zur WM war eine internationale Kooperation. Mit finanzieller Unterstützung u.a. des *Bundesfrauenministeriums* und der *Deutschen Telekom* war die kostenlose, mehrsprachig Hotline vom 1. Mai bis zum 31. Juli 2006 freigeschaltet. Rund um die Uhr konnten sich Frauen in Not telefonisch an 20 Beraterinnen aus neun Ländern wenden. Die 20 Notruf-Helferinnen – darunter 18 Ordensfrauen – arbeiteten nicht nur in der Notruf-Zentrale in einem Berliner Kloster; sie lebten auch dort. Dass diese internationale Gruppe zu einer engagierten Gemeinschaft zusammenwuchs, ist vor allem der SOLWODI-Mitarbeiterin Schwester Benedikta Böckelmann, einer Steyler Missionarin, zu verdanken. Sie hat dreieinhalb Monate mit den Notruf-Helferinnen verbracht, sie unterstützt und motiviert. Beim Abschied sind viele Tränen geflossen. Tröstlich ist, dass SOLWODI nun in den Heimatländern enge freundschaftliche Kontakte hat, auf die wir jederzeit zurückgreifen können.

In Deutschland verbreitete, verteilte, verklebte SOLWODI 100.000 Flyer, 40.000 Sticker und 10.000 Plakate. Ein von der Journalistin Inge Bell ehrenamtlich produzierter Video-Spot über unsere Notruf-Hotline wurde von lokalen Sendern in Ludwigshafen ausgestrahlt und auf Großleinwänden in München gezeigt sowie in Dokumentarfilme privater und öffentlich-rechtlicher Fernsehanstalten eingebunden. Die hohe Medienpräsenz brachte unser Anliegen in viele Haushalte und half bei der Bekanntmachung der Notruf-Nummer.

Zwar blieb laut Medienberichten der erwartete Anstieg der Zahl von Zwangsprostituierten aus. Möglicherweise, weil das Verbrechen gegen die Menschenwürde von Frauen mal wieder im „Dunkelfeld“ geschah. Vielleicht ist es aber auch als Erfolg der Aufklärungsarbeit von SOLWODI zu werten. Dafür spricht, dass die beiden Austragungsländer der WM 2010 – Österreich und die Schweiz – schon bei uns angefragt haben. Auch Südafrika, wo die WM 2014 stattfindet, will unsere Kampagne kopieren.

## **8. Die Frauen von Magongo: gemeinsam der Misere entkommen**

Ich habe Sie auf eine lange Reise mitgenommen, meine Damen und Herren. Auf eine Reise durch meine persönliche Frauengeschichte, die Geschichte von Frauen allgemein und die Geschichte SOLWODIs. Zum Schluss möchte ich Sie bitten, mich nach Magongo zu begleiten. Denn bislang war nur von Solidarität **für** Frauen in Not die Rede, aber noch nicht von der Solidarität von Frauen in Not **füreinander**.

Magongo ist ein Vorort von Mombasa; Magongo ist ein Slum. Damit Sie verstehen, was ich Ihnen dort zeigen will, muss ich Ihnen vorab kurz erklären was „Support-Groups“ sind.

Als Hilfe zur Selbsthilfe hat SOLWODI KENIA vor Jahren das „Support-Group-System“ eingeführt: kleine Unterstützungsgruppen, in denen sich Frauen und Mädchen in ihren Wohngebieten zusammenschließen, um gemeinsam zu sparen und mit dem Geld die Rohstoffe und Materialien für Gruppenprojekte zu finanzieren – beispielsweise den kollektiven Verkauf von Eiern, Tüchern oder Kuchen.

Die meisten dieser ehemaligen Prostituierten haben durch SOLWODI eine einfache Arbeit oder ein kleines Geschäft, kommen aber nur gerade so finanziell über die Runden. Durch die Gemeinschaftsprojekte haben

sie die Möglichkeit, etwas zusätzlich zu verdienen. Außerdem können sie bei den wöchentlichen Gruppentreffen über Probleme reden und Lösungen dafür finden. Alleine schaffen sie es meist nicht zu sparen, aber durch den Gruppendruck gelingt es ihnen, wöchentlich einen kleinen Betrag für die Gemeinschaftskasse abzuzweigen.

Derzeit existieren fünf Support-Groups von erwachsenen Frauen und fünf von jungen Frauen. Die Gruppen werden von einer Sozialarbeiterin begleitet. Jede Gruppe hat ein „Geschäftstraining“ und ein Training in „Teambildung“ absolviert. SOLWODI finanziert diese Trainings und gewährt Darlehen als Startkapital für Einkommen schaffende Gruppenprojekte. Diese Kredite werden nach und nach zurückgezahlt.

Eine der fünf Support-Groups von erwachsenen Frauen ist *Magongo A*. Als ich im Mai in Mombasa war, habe ich sie besucht. Mehr als die Hälfte der Frauen in dieser Erwachsenen-Gruppe ist HIV-positiv. Mit der Folge, dass viele Frauen immer mal wieder wegen Krankheit nicht arbeiten können. Aber sie zahlen trotzdem immer ihre Sparbeiträge ein. Und auch das Start-Darlehen für den kollektiven Verkauf von typisch kenianischen Lesso-Wickeltüchern wird zuverlässig zurückgezahlt.

*Magongo A* hat strikte Regeln aufgestellt, zum Beispiel: Wer zu spät kommt oder ein Treffen unentschuldigt verpasst, muss den doppelten Betrag auf das Gemeinschaftssparbuch einzahlen. Vor der Vergabe von SOLWODI-Mikrokrediten an einzelne Frauen für individuelle Existenzgründungen – zum Beispiel die Eröffnung eines kleinen Frisiersalons – müssen sich fünf Gruppenmitglieder bereit erklären, für die Frau zu bürgen, hat *Magongo A* sich selbst auferlegt.

Diese Support-Group hat sich auch eigene zusätzliche Sparprojekte ausgedacht, so ein „Karussell-System“ für Essen: Jede bringt eine Packung Mehl, Reis oder Zucker zum wöchentlichen Treffen mit, und eine in der Runde erhält alle mitgebrachten Lebensmittel. So hat die

Empfängerin an einem Tag ihre Vorräte komplett aufgestockt – alleine hätte sie vielleicht nur für Mehl Geld gehabt. Die Woche darauf wird sie eine Packung Reis oder irgendetwas anderes stiften und die nächste Frau erhält alle Vorräte – und so weiter. Unter dem Motto „Sei pfiffig!“ sparen die *Magongo A*-Frauen außerdem ein bisschen Geld, um sich zu Weihnachten gegenseitig mit Second-Hand-Kleidern beschenken zu können.

Diese Gruppe hat geradezu visionäre Pläne: Als neues Gemeinschaftsprojekt will sie den „Paraffinverkauf“ als „richtig lukratives Geschäft“ starten. Da es in dem Slums an der Peripherie von Mombasa keinen elektrischen Strom gibt, ist Paraffin sehr gefragt. Um es in großen Mengen lagern zu können, will *Magongo A* ein Stück Land kaufen und die Paraffintanks in den Boden versenken. Als ich im Mai bei ihnen war, versicherten mir die Frauen aus Magongo entschlossen: „Wir wollen ein Vorbild für andere Frauen sein und ihnen zeigen, dass man nur mit Solidarität der Misere entkommen kann.“

Olympe de Gouges würde das gefallen. Auch Lyda Gustava Heymann und Anita Augspurg. Und erst recht der alten Kikuyu-Bäuerin von der Weltfrauenkonferenz in Nairobi. Mir gefällt es sowieso. Und ich könnte mir vorstellen, dass es auch Jesus gefiele.

Meine Damen und Herren, ich habe Ihnen nun viel von meiner Tätigkeit erzählt. Es waren keine Theorien. Als Nonne, früher für Afrika bestimmt, war ich auch machtlos und ohne besonderen Einfluss. Ich habe die Erfahrung gemacht: wenn Menschen sich zusammentun, um einem Übel in der Welt abzuhelfen, dann kann aus einer kleinen Initiative eine Bewegung werden. Ein neues Bewusstsein kann entstehen. Und das Schöne ist: wenn es um das Heil von Menschen geht, dann ist Gott immer mit dabei.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit.